

Citation style

Jeschke, Thomas: Rezension über: Mary C. Flannery / Katie L. Walter (eds.), *The Culture of Inquisition in Medieval England*, Cambridge: Brewer, 2013, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* (ZHF), 42 (2015), 3, S. 475-477, DOI: 10.15463/rec.800508027



copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Alois Hahn entworfene Theoriegerüst, indem sie das Verhältnis von Zentrum und Peripherie bei den Franziskanern, den Cluniazensern, den Zisterziensern und den Prämonstratensern ergründen. Bemerkenswert ist dabei der Aspekt der Mobilität: Während das Zentrum etwa des Franziskanerordens mobil war, die Peripherie daher aber eben nicht, sind bei den Orden mit stabilem Zentrum an der Peripherie Abweichungen von den Idealen des Zentrums zu beobachten. Dass Zentrum und Peripherie nicht (nur) räumlich gedacht werden können, sondern als Phänomene sozialer Differenzierung, wie Hahn eingangs konstatiert, wird am Ende des Bandes also auf den historischen Fall bezogen und eindrucklich nachgewiesen.

Das allein in diesem ersten Teilband vertretene breite Themenspektrum zeigt, wie grundlegend und umfangreich die Fragestellung ist, die die Herausgeber in der Einleitung formulieren. Mithilfe der theoretischen Rahmung ist es gelungen, die mitunter sehr unterschiedlichen Detailinformationen zu einem Gesamtbild zu vereinen. Das Anliegen, Ordens- und Klostergeschichte nach den Maßgaben der Systemtheorie zu beschreiben, ist tatsächlich das verbindende Element der verschiedenen und je für sich genommen sehr lesenswerten Beiträge; nur an wenigen Stellen geraten die Luhmann'schen Parameter aus dem Blick. Ein schon in verschiedenen Arbeiten aus dem Umkreis der Dresdner „Forschungsstelle für vergleichende Ordensgeschichte“ erprobter Ansatz wird hier auf eine neue Ebene gehoben, im Übrigen teils von Autoren, die an der FOVOG gearbeitet und geforscht haben. Am Ende bleibt allerdings die Frage offen, wie der in der Einleitung erwähnte „Kulturraum Europa“ beschaffen sein soll, inwiefern die Orden an der Ausprägung eines solchen Konstrukts beteiligt gewesen sind und wie der systemtheoretische Ansatz zur Klärung dieser Fragen fruchtbar gemacht werden könnte. Dabei ist jedoch zu bedenken, dass der Band nur ein Teilergebnis des groß angelegten Forschungsprojekts präsentiert.

Katharina Mersch, Göttingen

Flannery, Mary C. / Katie L. Walter (Hrsg.), The Culture of Inquisition in Medieval England (Westfield Medieval Studies, 4), Cambridge 2013, Brewer, VIII u. 194 S., £ 60,00.

Dieser Essayband richtet sich gegen zwei Einseitigkeiten der modernen Forschung gegenüber dem Phänomen „Inquisition“ (im mittelalterlichen England), nämlich 1. gegen die vornehmlich historische Betrachtungsweise und 2. gegen die konzeptuelle Engführung, dass Inquisition allein ein Mittel gegen Häresien gewesen sei (1). Das Alternativmodell der Editorinnen versucht, Inquisition im größeren Kontext zu lesen. Hierzu wird auf die Einbindung der Inquisition in pastorale, rechtliche, soziale und literarische Strukturen (2) hingewiesen.

Die zehn hier versammelten Essays spiegeln die Absicht der Editorinnen allesamt sehr gut wider. Die ersten drei Artikel verkörpern dabei am ehesten noch die klassisch historische Perspektive. Sie widmen sich der Praxis der Inquisition aus Sicht der kirchlichen Strukturen. Insbesondere der erste Artikel von Henry Ansgar Kelly ist als zentral anzusehen. Er fasst die inquisitorische Praxis im mittelalterlichen England zusammen, insbesondere in Abgrenzung zu den beiden Alternativpraktiken *accusatio* und *denunciatio*. Denunziation, so macht im zweiten Essay Edwin Craun weiterhin deutlich, war zur Besserung (Stichwort *caritas* als Prozessmotiv) der Delinquenten gedacht und unterschied sich somit von den anderen beiden Formen, die hauptsächlich auf deren Bestrafung abzielten (36). Inquisition hatte gegenüber der *accusatio* den Vorteil, dass die Anklage sich nicht gegen den Ankläger kehren konnte. Bei einer *accusatio* hatte der Ankläger im Prozess die Schuld des Angeklagten zu beweisen; bei

Misserfolg drohte dem Ankläger exakt die Strafe, die der Angeklagte bei erwiesener Schuld bekommen hätte (10 f.). Die Essays 4–9 stellen ergänzend dazu die Perspektive der im Prozess Angeklagten in den Mittelpunkt. Hier geht es um den ‚produktiven‘ Umgang mit den Vorwürfen, letztlich um die Wechselwirkung zwischen Inquisition und sozialem Kontext bzw. literarischer Adaptation. Wie wirkte ein Inquisitionsprozess sich auf die literarische Produktion des Angeklagten aus? Welche sozialen ‚Rückkoppelungen‘ ließen sich beobachten? Eine Art der ‚Rückkopplung‘ beschreiben die Editorinnen selbst in ihrem Essay. Hier geht es um den Zusammenhang zwischen dem *forum externum* (Inquisition) und dem *forum internum* (Buße, Beichte). Gegen die Standardinterpretation, dass die „Subjektwerdung“ in mittelalterlichen Texten insbesondere auf Buß- und Beichtpraxen zurückgehe bzw. durch diese beschleunigt worden sei, weisen die Editorinnen auf die Bedeutung von Inquisitionstechniken hin. Das Konzept der Innerlichkeit werde in verschiedenen mittenglischen Texten also nicht ausschließlich mit Blick auf die dialogische Form der Beichte gewonnen, sondern auch über eine bestimmte Öffentlichkeit, wie sie im kanonischen Prozess der Inquisition exemplarisch ist (78). Denn Inquisition setzt gerade auf die Notorietät des Vergehens des Einzelnen (der Ankläger ist hier ersetzt durch die „öffentliche Meinung“ / *publica fama*, s. o.) und ist damit scharf abgegrenzt von der privaten Aussprache zwischen Delinquent und Priester in der Beichte. Der Rückgriff auf Inquisitionstechniken kanonischer Provenienz in bestimmter katechetischer Literatur, etwa in „Dives and Pauper“ oder „Jacob’s Well“, spiegelt somit die soziale Komponente einer literarischen Subjektwerdung wider, die privat *und* öffentlich vonstattengehen muss.

Der zehnte, als „Response Essay“ bezeichnete Beitrag von Emily Steiner bindet die vorhergehenden Essays zu der These zusammen, dass kanonisches Recht und insbesondere Inquisition als starker Einflussfaktor auf die literarische Produktion anzusehen sind. Im Hinblick auf Geoffrey Chaucer behauptet Steiner, dass sein fingierter Inquisitionsprozess in der „Legend of Good Women“ ihm bei seiner ‚Autorwerdung‘ half. Durch die Imagination eines Prozesses, der nicht wirklich stattgefunden hat, aber hätte stattfinden können, inszenierte sich Chaucer nicht mehr nur als Dichter, sondern eben als ein Autor, mit eigener Reputation, eigenem Werk und eigenen Lesern (167). Indem Chaucer im Prolog zu diesem Werk die Leser auffordert, den Autor selbst ‚inquisitorisch‘ zu betrachten, tritt der Dichter aus dem Privaten in die Öffentlichkeit eines Autors. Es zählt damit nicht nur, was der Dichter zu sagen hat, sondern wie der Autor sieht und gesehen wird.

Insgesamt lässt sich sagen, dass die Entgrenzung des Blicks auf das Phänomen „Inquisition“ den Editorinnen in diesem Band sicherlich gelungen ist. Hier wird eine Perspektive eröffnet, die es weiterzuverfolgen gilt. Zwei Bemerkungen seien aber an dieser Stelle erlaubt. 1. Auch wenn der Pfad, auf dem die Editorinnen wandeln, (noch) nicht ausgetreten ist, so ist er doch auch nicht komplettes Neuland (siehe z.B. Dyan Elliott, *Proving Woman. Female Spirituality and Inquisitional Culture in the Later Middle Ages*, Princeton 2004, besonders zum Zusammenhang von Inquisition und Beichtpraxis; Katherine Little, *Confession and Resistance. Defining the Self in Late Medieval England*, Notre Dame 2006, mit Blick auf die mittelalterliche ‚Subjektwerdung‘; beide Monographien werden in der Bibliographie genannt). Die sehr offensive Promotion des eigenen Projekts im Buch selbst ist hier etwas störend, ist aber im heutigen akademischen Betrieb wohl unvermeidlich (Flannery / Walter sprechen zum Beispiel einleitend von der „convincing evidence of inquisition’s broader relevance“ [7], die der Band liefern solle). Die Innovation und die Kohärenz des Bandes werden stets hervorgehoben, sollten aber vom Leser aus den genannten Gründen mit Vorsicht aufgenommen werden. 2. Die Perspektiventgrenzung gelingt insofern nicht ganz, als

wir es hier vor allem mit Beiträgen aus dem ‚English Department‘ zu tun haben. Eine echte Interdisziplinarität, wie man sie sich für dieses Thema wünschen könnte, wurde nicht gewollt/eingelöst. Neben der kirchenrechtlichen und historischen Perspektive könnte man auch theologische, soziokulturelle usw. Betrachtungsweisen in den Vordergrund stellen. Gerade der im Titel prominent platzierte Begriff der Kultur („Culture of Inquisition“) hätte wesentlich gewinnbringender angewandt werden können – und müssen. Er hätte vor allem eigens thematisiert werden sollen. Auch wenn eine Nähe zu „cultural studies“ in ihrer ideologischen Form wohl weder beabsichtigt war noch wünschenswert ist, hätten die Editorinnen darauf eingehen sollen, was für sie denn nun die „Culture of Inquisition“ ist. So lässt sich der Begriff der Kultur lediglich als eine andere Umschreibung für „Kontext“ lesen – und löst damit nicht ein, was er auf den ersten Blick zu versprechen scheint.

Im Ganzen ist dieser Band aber eine durchaus gelungene Initiative zum Perspektivenwechsel, aus dem ‚Ghetto‘ der historischen Betrachtungsweise hinaus und hin zu einem neuen, holistischen Blick auf das Phänomen „Inquisition“ im mittelalterlichen England.

Thomas Jeschke, Köln

Larsen, Andrew E., The School of Heretics. Academic Condemnation at the University of Oxford, 1277–1409 (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance, 40), Leiden / Boston 2011, Brill, X u. 323 S., € 129,00.

Mittelalterliche Ketzer, und unter diesen besonders die Akademiker, haben es der (akademischen) Geschichtsschreibung seit langem angetan. Die Bezeichnung als Ketzer, so schon Lessing 1777 im Zusammenhang mit Berengar von Tours, sei „in gewissen Jahrhunderten“ – gemeint sind insbesondere das 11. und 12. Jahrhundert – „die größte Empfehlung, die von einem Gelehrten auf die Nachwelt gebracht werden“ könne. Die Zahl der Publikationen ist entsprechend Legion. Die meisten Studien haben sich dabei auf (Nord-)Frankreich konzentriert, ob nun für das 11. (Berengar!), 12. (Abaelard!) oder 13. (1277!) Jahrhundert, und lange Zeit hat ein theologie- und geistesgeschichtlicher Ansatz die Forschung dominiert. Es ist daher sehr willkommen, dass Andrew E. Larsen sich in „The School of Heretics“, der Druckfassung seiner Dissertation, den institutionellen Rahmenbedingungen universitärer Häresieprozesse widmet und dies am Beispiel von Oxford, nicht Paris tut.

Wie es schon J. M. M. H. Thijssen und Luca Bianchi 1998 bzw. 1999 für Paris getan haben, analysiert Larsen dabei alle belegten Prozesse über einen längeren Zeitraum (hier 1277 bis 1409) und fragt vor allem nach dem Verlauf der jeweiligen Verfahren.

Dazu stellt Larsen zunächst (Kap. 2–11) in chronologischer Reihenfolge die entsprechenden Fälle von den Oxforder Verurteilungen von 1277 bis zum Prozess gegen Richard Flemming 1409 dar. Hierbei kann er sich auf eine überreiche Sekundärliteratur stützen. Diese hat Larsen, jedenfalls soweit sie auf Englisch vorliegt, gründlich ausgewertet und bietet jeweils eine ausgewogene Zusammenfassung des Forschungsstandes. Davon profitiert der Leser vor allem auch im Fall von weniger bekannten Verurteilungen. Des Weiteren kann Larsen vielleicht nicht unbedingt überraschend, aber jedenfalls überzeugend zeigen, dass alle diese Verfahren während oder kurz nach Konflikten zwischen bestimmten Orden – notorisch: zwischen Dominikanern und Franziskanern – oder vergleichbaren Gruppen (Weltklerus vs. Mönchsorden) stattfanden und dass umgekehrt jeder ernsthafte Konflikt dieser Art auch zu Anklagen wegen theologischen Irrlehren führte. Weniger als man erwarten könnte, werden Konflikte zwischen den einzelnen Fakultäten thematisiert.